

(Nachdruck verboten.)

22]

## Einer Mutter Sohn.

Roman von Clara Viebig.

Der August war vorüber, der September schon fast halb vergangen, als Käte nach Hause zurückkehrte. Ihr Mann, der vor ihr eingetroffen war, kam ihr entgegengerüst; in Dresden trafen sie sich, und ihr Wiedersehen war ein sehr herzliches. Er konnte sich gar nicht genug freuen über ihre klaren Farben, ihren klaren Blick; und sie wiederum fand ihn prächtig gebräunt, jugendlicher, fast so schlank wie einst.

Hand in Hand saßen sie in dem Coupé, das er sich hatte reservieren lassen; ganz allein, wie junge Liebesleute. Sie hatten sich unendlich vieles zu sagen — da war nichts, gar nichts, was sie störte. Mit großer Zornigkeit saßen sie sich in die Augen.

„Wie freu' ich mich, Dich wiederzusehen,“ sagte sie, als er lange und lebhaft von seiner Reise erzählt hatte.

„Und ich erst Dich!“ Er nickte ihr zu und drückte ihre Hand. Ja, es war ihnen wirklich beiden, als wären sie eine Ewigkeit getrennt gewesen! Er zog sie noch näher an sich, hielt sie so fest, als wäre sie ein ihm schon halb entrisßen gewesenes, teures Gut, und sie schmiegte sich an ihn, lehnte den Kopf an seine Schulter und lächelte verträumt.

Vor ihren halbgeschlossenen Augen tanzten auf einem schwebelbreiten, schrägen Sonnenstrahl unzählige goldene Staubchen; das gleichmäßige Rasteln der Fahrt und das stille Gefühl einer großen Freude im Herzen kullte sie ein.

Plötzlich fuhr sie auf — war's ein Ruck, ein Stoß?! Wie ein Schreck hatte sie's durchfahren: sie hatte ja noch gar nicht nach dem Kinde gefragt!

„Wölschen — was macht Wölschen?“

„O, dem geht's sehr gut! Aber nun erzähle Du mal, mein Herz, wie hast Du denn die langen Tage dort hingebracht? Wie war der Tag eingeteilt? Also morgens zum Brunnen — erst mal einen Becher, dann den zweiten — und dann? Nun?“

Sie erzählte nicht. „Wölschen ist doch gesund?“ fragte sie hastig. „Es stimmt gewiß nicht ganz — Du erzählst ja so wenig von ihm?! Ich habe immer schon solche Ahnung gehabt! Ach Gott, so sage doch!“ Fast gereizt klang ihr Ton — wie konnte Paul nur so gleichgültig sein! „Was fehlt Wölschen?“

„Fehlt?“ Er sah sie ganz verwundert an. „Aber ich bitte Dich, Käte, warum soll ihm denn durchaus etwas fehlen?! Er ist kerngesund!“

„Wirklich —?! Aber so erzähle doch, erzähle!“

Er lachte über ihre Ungeduld. „Was läßt sich von so einem Jungen erzählen?! Er schläft, ißt, trinkt, geht in die Schule, kommt nach Hause, läuft in den Garten, schläft, ißt, trinkt wieder und so fort, vegetiert wie die Pflanze im Sonnenschein. Erzähle Du lieber, wie's Dir geht!“

„O, mir — mir —“ das kam ihr auf einmal so überflüssig vor — „mir, ganz gut, Du siehst es ja!“ Welch eine Gleichgültigkeit hatte er gegen das Kind! Und sie — die Mutter — hatte es auch so lange vergessen können?! Eine solche Beschämung kam über sie, daß sie hastig den Kopf von ihres Mannes Schulter hob und sich gerade aufsetzte. Nun waren sie keine Liebesleute mehr, nur Eltern, die sich um ihr Kind zu kümmern hatten!

Und sie sprach nur von ihm.

Paul fühlte den plötzlichen Umschwung in der Stimmung seiner Frau. Eine Verstimmung beschlich ihn: waren sie doch wieder auf dem alten Fleck?! Hatte sie schon wieder für nichts anderes Interesse mehr als für den Jungen?! Er empfand keine Neigung weiter, von seiner Reise zu erzählen.

Zimmer einsilbiger wurde die Unterhaltung; an der nächsten Station kaufte er sich eine Zeitung, und sie lehnte sich in die Ecke und versuchte zu schlafen. Aber so abgespannt sie auch war, es gelang ihr nicht; ihre Gedanken kreisten unruhig in allen möglichen Wendungen immer um den einen Punkt: also ihm fehlte nichts! Gott sei Dank! — Wie gleichgültig Paul doch war —, aber ob Wölschen sich sehr freuen

würde, daß sie nun wieder kam? Der liebe Junge — der geliebte Junge!

Zuletzt mußte sie doch ein wenig geschlummert haben, denn auf einmal hörte sie, wie von ganz weit her, die Stimme ihres Mannes: „Mach Dich fertig, mein Herz! Berlin!“ — und fuhr auf.

Schon waren sie im Gevirk zahllos sich kreuzender Gleise. Jetzt rauschte der Zug unter die Glashalle.

„So weit wären wir!“ Er half ihr hinaus, und sie fing an vor Ungeduld zu zittern. Das war ja endlos, dieses Treppab- und Treppauflaufen, dieses Hinübergehen auf den anderen Bahnsteig und dann das Warten und Lauern auf den Vorortzug! Ob Wölschen auch noch nicht schlief? Es würde dunkel sein, bis sie draußen waren!

„Kommt der Zug bald? Wieviel Uhr ist es? Mein Gott, wie lange das dauert!“

„Beruhige Dich, der Junge wartet auf Dich! Was denkst Du wohl, der sitzt jetzt abends noch immer lange bei der Cilla; am Tage hat sie nicht so viel Zeit für ihn. Ein nettes Mädchen! Du hast einen guten Griff getan!“

Sie überhörte das ganz, dachte sie doch immerwährend daran, wie sie ihn finden würde. Ob er sehr gewachsen war?! Sich verändert hatte?! Kinder in seinem Alter sollen sich ja immerfort ändern — ob er sich verhäßlich hatte oder ob er noch so hübsch war? Gleichviel — früher hatte sie mehr auf das Äußere gegeben — wenn er jetzt nur lieb, recht lieb war! Schon hörte sie seinen Jubelschrei, schon fühlte sie seine Arme um ihren Nacken, seinen Kuß auf ihrem Mund.

Der Wind, der angenehm abendlich geworden war, nach dem immerhin noch heißen Herbsttag, fächelte ihr Gesicht, ohne die von innen heraus glühenden Wangen kühler machen zu können. Als sie vorm Hause anhielten, das, anmutig versteckt, mit seinen Balkonen voll leuchtend roter Geranien hinter den immergrünen Kiefern unterm reichgestirnten Septemberhimmel lag, klopfte ihr das Herz, als wäre sie viel zu weit und zu rasch gelaufen. Endlich! Sie atmete tief auf: nun war sie wieder bei ihm!

Aber er kam ihr nicht entgegengelaufen. Daß er auch gar nicht aufgepaßt hatte!

„Sie werden auf der Veranda, hinten heraus, sitzen,“ sagte Schlieben. „Da sitzen sie immer des Abends!“ Er blieb ein wenig zurück. Möchte Käte den Jungen nur erst mal für sich allein begrüßen!

Und sie eilte durch die Halle, an dem freundlich strahlenden Gesicht der Köchin vorüber, sah nicht den Friedrich, der jetzt die Dienervivree angelegt hatte, nachdem er vorher noch alles mit seinen selbstgezogenen Blumen dekoriert hatte; sie bewunderte weder seine gärtnerischen Erfolge, noch die selbstgebadene Torte, die die Köchin auf den festlichen Tisch gestellt hatte. Aus der Halle war sie in ihren kleinen Salon und von da durchs Wohnzimmer gelaufen, dessen Tür auf die Veranda führte. Die Tür war geöffnet — nun stand sie auf der Schwelle — die draußen gewarnten sie nicht.

Von den Windlichtern auf dem Berandatisch brannte nur eins, leidlich hell, um nahebei zu leuchten. Aber Cilla tat nichts. Den Strumpf, den sie stopfen sollte, hatte sie im Schoß; ihre rechte Hand, in der sie die lange Stopfnadel hielt, ruhte lässig auf dem Tischrand. Sie hatte sich ein wenig hintenüber gelehnt; ihr Gesicht, in diesem Zwielicht feiner und schöner, war emporgehoben; sie schien nachzudenken, den Mund halb geöffnet.

Von Wolfgang sah man nichts. Aber jetzt hörte die Mutter ihn sprechen im Tone des Bedauerns: „Weißt Du nicht weiter? O!“ Und dann drängend: „Weiter, Cilla, weiter, es war ja so schön!“

Aha, nun sah sie auch ihn! Er saß dem Mädchen zu Füßen, auf einem ganz niedrigen Schemel, dicht an dessen Knie gedrückt. Und er wendete das Gesicht jetzt zu dem Mädchen auf — bittend, beherrhend — sah es an mit Augen, die wie polierter dunkler Achat glänzten, und sprach in einem Tone, wie die Mutter ihn noch nie von ihm gehört zu haben glaubte: „Singe, Cilla! Liebes Cilla, singe!“

Die Magd stimmte an:

„Bebe nicht, sprach sie mit leiser Stimme“ —

Ach neel!

„Ich erscheine nicht vor Dir im Grimme“ —  
Nee, auch nicht!

„Warum glaubt' ich Schwache Deinen Schwüren,“ —  
Nee, ich weiß nich weiter. Nu sag einer! Un ich hab's bei mir zu Hause doch so ofte gesungen. Bei uns im Dorfe, wenn wer abends gingen, mein Schatz un ich. „I.“ — sie stampfte ärgerlich auf — „daß mer so was auch vergessen tut!“

„Merger' Dich nicht, Cillchen! Du mußt Dich nicht ärgern. Fang' doch noch mal von vorne an, das macht ja nichts. Ich hör's gern noch mal, immer noch mal! Fein ist das!“  
„Cillchen — Cillchen“ — wie spielerig das klang, ordentlich zärtlich! Und wie er an ihren Lippen hing!

Käte streckte den Kopf weit vor; sie stand schon auf der Veranda, und die beiden bemerkten sie noch immer nicht.

Die Magd sang, leierig und zeternd, wie sie daheim auf der Dorfstraße gesungen hatte, aber des Knaben Augen glitzerten und wurden groß dabei. Seine Lippen bewegten sich, als ob er's mitsänge:

„Heinrich lag bei seiner Neubermählten,  
Einer reichen Erbin von dem Rhein,  
Schlangenbisse, die den Falschen quälten,  
Ließen ihn nicht süßen Schlaß sich freun.  
Zwölfe schlug's, es drang durch die Gardine.  
Blöthlich eine kleine weiße Hand,  
Was erblickt er? Seine —“

Die Sängerin stockte — ein tiefer Atemzug zitterte plötzlich über die Veranda. Der Knabe schrie erschrocken laut auf — da stand sie, da stand sie!

„Aber Wolfgang — Wölschen!“ Die Mutter streckte ihm die Arme entgegen, doch er barg den Kopf in dem Schoße der Magd.

Kätes finsterner Blick streifte das Mädchen: was war das für ein Unsinn, ihm solche Lieder vorzusingen!

„Och, die Frau — die gnädige Frau!“ Rot werdend schenkte Cilla auf und ließ alles, was sie auf dem Schoß hatte — Strumpf, Stopfei, Wollknäuel und Schere — zu Boden gleiten; auch den Zungen.

Warum waren die beiden so erschrocken?! Als sei sie ein Gespenst, so starrete Wolfgang sie ja an!

Er war jetzt aufgestanden, hatte die Mutter geküßt, mechanisch das Gesicht zu ihr aufgehoben, um ihren Kuß zu empfangen; aber sie merkte ihm keine Freude an. Oder war es Befangenheit, eine knabenhafte Scham, weil sie ihn belauscht hatte? Seine Augen sahen sie gar nicht voll an, streiften sie aber immerfort von der Seite. War sie ihm denn fremd geworden — so fremd?!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Das Zehnmarkstück.

Von M. Gregorh.

Lustig vor sich hinpfieffend sprang Hans die vielen Treppen hinunter. Der Alte hatte wieder alles vergessen und vergeben, ihm sogar heute, weil er ein Jahr da war, ein blißendes Zehnmarkstück geschenkt. Hurra! Da wollte er wieder mal lustig drauf los leben. Als er in den Hof kam, wo gerade der dicke Schimmel angegeschirt wurde, klatschte er dem Tiere übermütig auf den festen Hals.

„Schimmelnchen, Schimmelnchen, wir sind wieder fein raus.“  
Auf der Straße kam ihm alles ganz besonders lodend und fröhlich vor. Der Himmel war blau, so blau, daß er beinahe blendete. Und die Kastanienbäume strahlten ihre weißen Kerzenblüten in die warme Sonne. Kinder spielten Ball, lachten, sprangen umher und schwachten bunt durcheinander. Lauter löstliche Geheimnisse!

Es war doch Frühling.  
Und die ganze Welt lag verheißungsboll da und wartete auf das neue, glühende, herrliche Wunder, das nun kommen mußte. Hans schlenderte in einem wahren Glückstaumel durch die frühlingstfrischen Straßen.

Ihm war, als müsse er die ganze Welt umarmen.  
Wie die Schaufenster alle so betörend geschmückt waren!  
Das duftete und lockte und reizte! „Komm' nur her, dies alles ist Dein!“

Wer da Geld hätte und kaufen könnte, wonach ihm gerade das Herz stand!

Aber er hatte ja Geld. Er brauchte bloß in die Tasche zu greifen. Da lag das löstliche, kleine Ding, das ihm all das verschaffen konnte.

Doch nein! Noch nicht. Jetzt wollte er erst nach Hause gehen und Mittag essen, ganz ruhig Mittag essen, ohne irgend einem etwas von seinem Reichtum zu verraten.

Mit hoch erhobenerm Kopf ging er an all den lodenden Versuchungen vorüber.

Als er zu Hause ankam, stand sein Essen schon für ihn bereit. Und in Gedanken ah und ah er, bis die Mutter, die ihm erstaunt eine Weile zugehört hatte, schließlich fragte: „Aber Hans, wirst Du denn heute überhaupt nicht mehr satt?“

Da fing er laut an zu lachen und die kleine Fanny, die auf der Erde mit ihren Puppen spielte, krächte lustig mit.

Nur ganz flüchtig tauchte einmal der Gedanke in ihm auf, der Mutter etwas von dem Gelde zu erzählen.

Aber er gab die Absicht schnell wieder auf.

Wozu alte Geschichten von neuem aufrühren? Gott sei Dank, daß die gräßlichen Zeiten vorüber waren. Jetzt, wo der Alte ihm verziehen hatte, lag endlich der Weg wieder eben und frei vor ihm. Die Sonne lachte draußen! Und es war Frühling. Ihm wurde so unendlich dankbar zu Mute.

Wie schön doch das Leben war!  
Nun hatte er noch eine Stunde Zeit, bis er wieder ins Bureau mußte.

Es waren nur wenige Menschen unterwegs. Die Sonne fiel blendend auf den Asphalt, und einige Läden hatten ihre Wetterrouleaus schräg heruntergelassen.

Was er sich wohl für die zehn Mark kaufen sollte? Apfelsinen, Äpfel, Törtchen oder gar Schokolade. Er war recht ungeschlüssig.

Vor einem Delikatessenladen blieb er schließlich stehen. Wie verlockend die angeschnittene Leberwurst aussah mit den schwarzen, eingesehten, kleinen Scheibchen! Die mußte gewiß gut schmecken. War doch sogar Silberpapier drum gewickelt!

Wenn er davon jetzt ein Stückchen haben könnte! Nur so ein ganz kleines Stückchen.

Er konnte der Versuchung nicht länger widerstehen, ging in den Laden hinein und kaufte ein Viertelpfund Trüffel-Leberwurst.

Als er gerade das Zehnmarkstück herausziehen wollte, fiel ihm ein, daß er ja noch 50 Pfennig Kleingeld in der anderen Tasche hatte von dem letzten Portogeld.

Es war doch auch wirklich schade, nun schon das blanke Goldstück wechseln zu lassen.

Er bezahlte also mit den 50 Pfennigen und ließ das Zehnmarkstück wieder zurückgleiten.

Die Leberwurst fest an sich pressend, ging er in den stillen Park, wo er sich auf einer einsamen Bank niederließ, um das ganze Stück Leberwurst hintereinander aufzussen.

Anfangs schmeckte es ja sehr gut, aber so allmählich kam ihm die Wurst furchtbar fett vor, schließlich fand er ihren Geschmack und Geruch geradezu ekelhaft. Ugh! Ihm war zu Mute, als müsse ihm recht übel werden. Das Wasser lief ihm im Mund zusammen vor Unbehagen und der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirn.

Ganz verärgert zog er sein Taschentuch, um sich damit über das Gesicht zu wischen.

Da schlug die Uhr dröhnend drei Viertel.

Bestand er da aber einen Schreck! Daß ihm die Knie zitterten. Er wußte nicht, kam das nun von der fetten Wurst, die ihm den Magen beschwerte, oder von dem Schreck, daß er sich nun eilen mußte, um noch ins Geschäft zu kommen.

Kurz und gut: Die Bäume und die Sträucher und alles um ihn drehte sich auf einmal. Zwar nur einen Moment, denn er hatte sich wieder zusammengesunden und konnte aufstehen, aber wie er ins Bureau gelangte, das wußte er selbst nicht.

Ganz taumelig, mit dem unbehaglichen Gefühl des überladenen Magens setzte er sich an sein Pult, um die Adressen weiter herauszuschreiben. Auf einmal, mitten in der drückenden Stille, sagte der Commis:

„Hans, Sie haben auch noch das Markengeld.“  
Der Junge wurde kreidbleich und hatte Mühe, sich festzuhalten.

Der Commis sah gar nicht auf.  
„Sie können es mir jetzt geben, damit ich die „Kleine Kasse“ abschließen kann.“

Hans vermochte nicht zu antworten. Die dicken Schweißperlen kollerten ihm über die Schläfen.

„Na nu, wird's bald?“ Ärgerlich sah Herr Haupt zu seinem Tisch hinüber. „Sie haben das Geld wohl überhaupt nicht mehr?“ frug er ganz überrascht beim Anblick des kreideweißen Zungen.  
„Geben Sie Antwort! Wie verhält sich das?“

Die anderen Herren und die beiden Maschinenschreiberinnen sahen schon neugierig von ihren Arbeiten auf. Nur Fritz, der zweite Lehrlinge, tat ganz gleichgültig.

Hans sahte energisch Mut.  
„Können Sie mir zehn Mark wechseln?“

Alle lachten, wie über einen guten Witz, Hans wurde blutrot vor Scham. Hastig griff er in die Tasche und wiederholte so selbstbewußt er konnte:

„Bitte, können Sie mir zehn Mark wechseln?“

Man sah ihn immer noch ganz erstaunt an, als er auf einmal wie elektrifiziert aufsprang, sich rüttelte und schüttelte, seine Tasche herausriß, sie hin und her zerrte und sie schließlich zerknüllte und verzweifelt auswand.

Es half alles nichts.  
„Herr Haupt, lassen Sie mich zurückgehen, ich habe zehn Mark verloren, lassen Sie mich doch zurückgehen!“

Herr Haupt schüttelte bedenklich den Kopf.

„Sie wollen uns doch nicht wieder was vormachen?“  
Aber Hans gab keine Antwort. Er suchte immer wieder krampfhaft mit zitternden Fingern durch seine Taschen.

„Wo wollen Sie diese zehn Mark denn eigentlich verloren haben?“

„Ich weiß ja nicht. Lassen Sie mich nur suchen. Ich muß sie doch wiederhaben. Meine zehn Mark!“

Eine der Damen sagte mitleidig: „Lassen Sie den armen Jungen doch schon gehen.“

Aber Herr Haupt schien der ganzen Sache wenig Glauben beizumessen und meinte:

„Das mit den zehn Mark kommt ja überhaupt erst in zweiter Linie. Vorerhand interessiert es mich zu wissen, wo das Markengeld geblieben ist.“

„Das habe ich ja auch verloren,“ sagte Hans rasch.

„Hm hm!“ machte der Kommiss ungläubig.

Und Fritz, der andere Lehrlinge, hob den Kopf ein ganz klein wenig und warf so hin:

„Das ist ja gelogen!“

„Oho!“ klang es da wie aus einem Munde.

„Na, ich habe doch den Hans vorhin aus einem Delikateswarenladen herauskommen sehen, wo er sich ein Stück der feinsten Trüffel-Leberwurst in Silberpapier gekauft hatte. Wobon denn das?“

Der mitleidigen Dame blieb vor Entsetzen der Mund offen stehen, Herr Haupt machte ein ernstes Gesicht.

„Ich werde die Sache wohl dem Chef melden müssen. Das wird ein unangenehmes Nachspiel für Sie haben, mein lieber Hans! Vorläufig arbeiten Sie mal weiter!“

Als der Chef bald darauf kam, ging Herr Haupt zu ihm in das Privatkomptoir, um ihm die Sache vorzutragen.

Nach einer Weile wurde Hans zum Chef gerufen.

Herr Bönede saß in seinem großen Lederstuhl und hatte die Stütze in tiefe Falten gezogen.

Hans fühlte seine Knie schlottern. Nun hatte sein letztes Stündlein geschlagen.

„Herr Bönede, verzeihen Sie mir nur noch dies eine Mal! Nur noch dies eine Mal! Ich habe das Geld wirklich verloren! Wahrhaftig! Wahrhaftig, ich habe es verloren!“

Herr Bönede hörte ihm schweigend zu und sah dabei durch das offene Fenster, vor dem eine junge Birke die schwankenden Äste mit den lichtgrünen Blättchen schaukelte.

„Hans, hören Sie mal. Sie haben mich schon einmal belogen. Heute morgen gab ich Ihnen, weil Sie inzwischen fleißig waren und Sie heute ein Jahr hier sind, 10 M. extra. Ich dachte, Sie würden es Ihrer armen Mutter geben, der Sie damals so schwere Sorgen gemacht haben. Aber es sei nun wie es wolle, Tatsache ist, daß Sie hingegangen sind und sich für das Markengeld, das mir gehört, das Sie gar nichts, absolut nichts angeht, Leberwurst gekauft haben.“

Hans empfand auf einmal einen solchen Abscheu vor dieser Leberwurst, er empfand sie als etwas so unfaßbar Gräßliches, etwas so widerlich Ekelhaftes, wie eine Personifizierung alles Unheils und Unglücks, ja wie das Böse selbst, daß es ihm total unbegreiflich war, daß er, Hans, sich etwas derartiges sollte gekauft haben.

Und er sagte: „Nein, ich habe mir doch keine gekauft. Ich habe das Geld doch verloren.“

Herr Bönede sah ihn schweigend an. Der Junge mit dem angst- und qualverzerrten Gesicht tat ihm beinahe leid. Und um ihm das Geständnis leichter zu machen, sagte er milde:

„Hans, lügen Sie doch nicht. Wozu denn? Es kommt ja doch alles heraus.“

„Nein, nein, nein! Aber es ist doch nicht wahr. Ich kann ja überhaupt keine Leberwurst vertragen.“

Er bemühte sich krampfhaft, die aufsteigenden Tränen zu unterdrücken.

„Nun ist's aber genug. Rufen Sie den Fritz.“

Als Fritz hereinkam, wurde dem armen Hans erst klar, was nun kommen würde, kommen mußte.

Der Angstschweiß lief ihm über den Rücken, und vor den Augen tanzte es blau und grün.

„Herr Bönede!“ rief er plötzlich stehend.

„Gehen Sie wieder, Fritz!“ sagte der Chef. „Nun?“

Hans blieb stumm. Sein Gesicht war verzerrt vor Anstrengung, nicht laut loszuweinen. Und sein Magen rumorte, und wehrte sich mehr und mehr der ungewohnten, fetten Kost.

„Also Sie wollen immer noch lügen. Das tut mir recht leid. Schon um Ihrer Mutter willen. Aber ich kann es Ihnen diesmal nicht wieder so hingehen lassen. Sie verderben mir mit Ihrem bösen Beispiele die anderen. Also gehen Sie. Ich will Sie nicht mehr sehen.“

„Herr Bönede machte sich zwischen seinen Papieren zu tun.“

Eine lange, schwere Pause.

Herr Bönede, es soll auch ganz gewiß nicht wieder vorkommen. Wenn ich die zehn Mark nicht verloren hätte, dann hätte ich die 50 Pfennig Ihnen auch wiedergegeben. Ach Herr Bönede, glauben Sie mir nur diesmal noch. Tun Sie das doch meiner Mutter nicht an, daß Sie mich fortjagen. Was soll denn aus mir werden. Ach, Herr Bönede, nur dies eine Mal noch . . .“

„Es tut mir leid, Hans. Ich kann nicht. Nun gehen Sie und

schicken Sie mir Ihre Mutter her. Ihre Sachen können Sie gleich mitnehmen. Gehen Sie! Sie passen nicht in mein Geschäft. Gehen Sie!“

Als Hans unbeweglich stehen blieb, sagte der Chef: „Wenn Sie jetzt nicht sofort gehen, lasse ich Sie durch den Fritz hinausführen.“

Da erst ging er und biß die Zähne aufeinander, um den anderen nicht zu zeigen, wie gern er losgeweint hätte, losgeweint wie ein kleines Kind.

Und draußen war's doch Frühling. . .

(Nachdruck verboten.)

## Der Telegraphenbetriebsdienst.

Es ist nicht so ganz uninteressant, den Gang der Geschäfte zu verfolgen, der erforderlich ist, um ein aufgegebenes Telegramm bestimmungsgemäß an die ihm gegebene Adresse zu bringen. Viele telegraphentechnische Vorschriften in Verbindung mit persönlicher Fähigkeit der Beamten spielen dabei eine große Rolle, so daß oftmals die geringste Außerachtlassung der gesetzlichen Bestimmungen eine unberechenbare Verstümmelung der Telegramme im Befolge haben kann.

Bei der Aufgabe der Telegramme, die, abgesehen von der Haupttelegraphenanstalt des Ortes, auch auf Bahnstationen, dem Schlosspostamt, dem Vortelegraphenamte bewirkt werden kann, ist zunächst eine Einteilung in bezug auf ihre Behandlung, ihre Abfassung und ihr Bewegungsgebiet vorgeschrieben, da die Telegraphenordnung außer unserem gewöhnlichen Privattelegramm noch andere Arten von Depeschen kennt. Da kommen zunächst die gebührenfreien Staatstelegramme, die seitens der Reichsbehörden im Interesse wichtiger dienstlicher Anfragen und Benachrichtigungen aufgegeben werden und insofern ihres dringenden Charakters in der Beförderung den Vorrang genießen, darauf die Telegraphen-Depeschen, die von den Telegraphenämtern anlässlich von Betriebsstörungen usw. an andere Telegraphenstationen abgelesen werden und ebenfalls einen Vorrang bei der Beförderung einnehmen; hierauf kommen erst die Privattelegramme, die dann wiederum in „dringende“ und „gewöhnliche“ Privattelegramme klassifiziert werden. Aus all diesem ist schon zu ersehen, daß ein von einer Privatperson aufgegebenes „dringendes“ Telegramm, das bekanntlich den dreifachen Preis eines gewöhnlichen Telegramms kostet, seines Charakters als dringend vollständig verlustig gehen kann, wenn beispielsweise eine Reihe von Staats-telegrammen — sogenannte SS-Telegramme — vorliegt. Ferner wurde gesagt, daß die Telegramme auch in bezug auf ihre Abfassung einer Einteilung unterliegen. So haben wir Telegramme in offener und geheimer Sprache, welsche letztere wieder in solche mit verabredeter und chiffrierter Sprache zerfallen.

Unter Telegrammen in offener Sprache sind solche zu verstehen, die in Wörtern aus den zugelassenen Sprachen dergestalt abgefaßt sind, daß sie einen offensichtlich gemeinverständlichen Sinn abgeben. Anders dagegen verhält es sich bei Telegrammen mit geheimer Sprache, die meistens von Geschäftsfirmen und Börsenmaklern in Anwendung gebracht werden. Telegramme in verabredeter Sprache sind wohl an sich verständlich, bilden jedoch infolge ihrer aus besonderen Wörterbüchern entnommenen Wörter keine allgemein verständlichen Sätze. Unter chiffrierter Sprache sind Gruppen oder Reihen von Ziffern oder Buchstaben mit geheimer Bedeutung zu verstehen, die jedoch nicht mit den Buchstaben-gruppen des allgemeinen Handelskodes in Seetelegrammen sowie den Handelsmarken identisch sind. Endlich gliedern sich die Telegramme in bezug auf ihr Bewegungsgebiet in inländische und ausländische, und die letzteren wieder in europäische und außer-europäische. Telegramme nach Bayern und Württemberg gehören, weil diese Länder eine selbständige Telegraphenverwaltung besitzen, zu den ausländischen Telegrammen.

Nach der Buchung des am Schalter aufgegebenen Telegramms geht dasselbe von dem Annahmebeamten in die Hände des Telegraphisten über. Es besteht hierbei die Vorschrift, daß namentlich bei kleinen Post- und Telegraphenanstalten zunächst die Beförderung durch den Telegraphen von einem anderen, als dem Annahmebeamten geschehen soll.

Der Betriebsbeamte, dem die verantwortliche Behandlung der Apparate und des Telegramms obliegt, ruft darauf das auf dem Telegramm angegebene Bestimmungsort an, oder, falls dieses nicht im Telegraphennehe seines Amtes liegt, das dem Bestimmungsorte nächstliegende Amt. So würde z. B. ein Telegramm von Frankfurt a. d. Oder nach Braunschweig erst nach Berlin gegeben werden und von hier aus dann weiter nach Braunschweig.

Die anzurufenden Aemter haben ihre gewissen Aufzeichen, die in einer Abkürzung ihres Namens bestehen. So würde Berlin „Bln“, Braunschweig „Brs“, Frankfurt a. d. Oder „Fso“ anzurufen sein. Da bei der Nichtbenutzung des Apparates naturgemäß der elektromagnetische Teil des Morse-Apparates außer Tätigkeit gesetzt ist, so hat der diensttuende Beamte pflichtmäßig darauf zu achten, wenn sein Aufzeichen ertönt. Dieses Zeichen sofort durch das Gehör wahrnehmen zu können, bedingt eine gewisse Routine, die sich erst nach längerer praktischer Betätigung im Dienste erreichen läßt. Hat der Beamte das Aufzeichen ver-

nommen, so unterbricht er das rufende Amt durch Drücken auf der Taste und fordert es dann auf, das Telegramm zu geben. Diese Aufforderung geschieht in der vorgeschriebenen Form: „Hier Berlin kommen“, oder abgekürzt: „Hier Bln!“ Die Beförderung geschieht in der bereits beschriebenen Reihenfolge, indem die Staatstelegramme vor allen anderen den Vorrang einnehmen.

Nun kommt es jedoch vor, daß der Beamte infolge momentaner Verrichtung anderweiter Dienstgeschäfte der Aufforderung, ein Telegramm entgegenzunehmen, nicht sofort entsprechen kann. In einem solchen Falle besagt die Vorschrift, daß dem Rufenden Amte ein besonders vorgesehenes Zeichen „Warten“ gegeben werden soll, wodurch immerhin ab und zu eine nicht unwesentliche Verzögerung des Telegramms hervorgerufen werden kann.

Nach Beendigung der Abgabe des gebenden Amtes zählt zunächst der nehmende Beamte die angegebene Wortzahl, und, falls diese nicht stimmt, versucht er sich mit dem gebenden Beamten zu verständigen. Darauf findet die Kollation — ein im Telegraphenverkehr sehr beliebtes Wort — statt, indem seitens des die Aufnahme bewirkenden Beamten die Adresse zurüctelegraphiert wird.

Damit geht die Verantwortung der ordnungsmäßigen Bestimmung des Telegramms in die Hände dieser Anstalt über, und, falls diese bereits der Bestimmungsort ist, erfolgt die Weitergabe der Depesche je nach Maßgabe der verfügbaren Boten und der bereits vorliegenden Telegramme sofort oder nach fünf bis zehn Minuten. Dem Boten wird die Zahl der Telegramme in ein Buch eingetragen, in welches er seinen Stempel drückt.

Für die richtige textliche Ankunft der Telegramme können unter Umständen verschiedene Aemter in Betracht kommen, und gerade bei dieser Gelegenheit möchte ich nochmals hervorheben, daß die richtige Aufnahme sehr viel von der Umsicht und Fähigkeit des Beamten abhängt, denn ein einziger Punkt, ein einziger Strich — das Morsealphabet besteht bekanntlich nur aus Punkten und Strichen — kann geradezu von unheilbringender Wirkung sein. Dem Schreiber dieser Zeilen ist ein Fall bekannt, wo das Fortlassen eines Striches dem Empfänger des Telegramms einen Schaden von circa 1000 M. verursacht hat. Dieser Verstümmelung war darauf zurückzuführen, daß der gebende Beamte statt der Zahl 20 000 2000 gegeben hatte, und dieser Unterschied nur darin bestehen kann, daß die 2000 einen Strich weniger trägt, als die 20 000. Da es sich um ein Telegramm an einen Bankier handelte, der von dem Inhaber eines Depositenkontos aufgefordert wurde, für 20 000 M. günstige Papiere anzulassen, und der Kurs bald darauf wieder erheblich stieg, so war der Unterschied infolge des Ankaufs von nur 2000 M. Papieren ungefähr 800—1000 M. Bemerkenswert ist hierbei noch, daß die post- und telegraphengesetzlichen Bestimmungen keine gesetzliche Verantwortung ihrer Beamten kennen, sondern daß die Verstümmelung verursachende Beamte lediglich dem Disziplinarverfahren ausgesetzt ist und mit einem Verweis, höchstens mit einer belanglosen Geldstrafe von 50 Pf. bis 1 M. davon kommt. Den Schaden hat demnach allein der Empfänger zu tragen. Hieraus ist zu ersehen, daß sorglose und flüchtige Beamte direkt eine Gefahr für das Publikum werden können. Es ist daher bei wichtigen und komplizierten Telegrammen anzuraten, einen Antrag auf „Vergleichung“ zu stellen, der allerdings wieder mit Kosten verknüpft ist. Bei Telegrammen mit Vergleichung besteht die Vorschrift, daß der nehmende Beamte das ganze Telegramm noch einmal dem gebenden Beamten zurüctelegraphieren muß, so daß in einem solchen Falle kaum auf eine Verstümmelung zu rechnen ist.

Nun kann noch eine Beförderung der Telegramme durch die Post eintreten, und zwar in solchen Fällen, wo die telegraphische Uebermittlung infolge von Betriebsstörungen usw. nicht möglich ist. In einem solchen Falle werden die Telegramme als eingeschriebene Briefe zur Post gegeben und mit dem Vermerk „Telegraphensache, sofort zu öffnen!“ versehen. Von hier aus geschieht dann je nach Lage der während der Zeit eingetretenen Verhältnisse in der Beseitigung der Störungen die Beförderung durch den Telegraphen oder im Wege der gewöhnlichen Briefbeförderung mit der Bedingung, daß im letzteren Falle die definitive Bestellung mittels Eilboten zu geschehen hat.

Bei den bisherigen Ausführungen bin ich in der Hauptfache davon ausgegangen, daß die telegraphische Beförderung durch den allgemein bekannten Morseapparat geschieht. Die Telegraphentechnik kennt jedoch noch andere Apparatsysteme. So den neuerdings vielfach eingeführten Klopferapparat und den die 26 Buchstaben des Alphabets und die 10 Ziffern nebst Bruchstrich wiedergebenden Sughesapparat. Wohl herrschen hierbei in dieser oder jener Beziehung in Anbetracht der eigenartigen Bauweise einige abweichende Bestimmungen, im großen und ganzen treffen die näher gekennzeichneten Vorschriften aber auch auf diese Apparate zu.

Das Telegrammmaterial, als da sind: Telegramme, Empfangscheine, Bestellbücher, Papiertrollen usw., wird aufbewahrt, und zwar dergestalt, daß das Telegraphengeheimnis nicht gefährdet wird. Die Telegrammurschriften müssen unter Verschluss gehalten werden und sind nicht einmal dem Annahmebeamten zugänglich zu machen. Die Post- resp. Telegraphenämter überweisen das Material der zuständigen Ober-Postdirektion, die es in eigens dazu gebauten Räumen jahrelang aufbewahrt. Eine Ausnahme hiervon machen die von den Mitgliedern der kaiserlichen Familie und des preussischen Königshauses selbst oder in deren Auftrage ausgelieferten Telegramme, die am Schlusse jedes Monats mittels Einschreibbriefes

dem Telegraphenbetriebsbureau im Reichs-Postamte überliefert werden. — Robert Bieme.

### Kleines feuilleton.

t. Die Erhitzung der Luft in Untergrundbahnen. Als ein Vorgang der Untergrundbahnen wird vielfach die Eigenschaft betrachtet, daß sie angeblich während des ganzen Jahres eine verhältnismäßig gleich hohe Temperatur behalten. Daß diese Anschauung einer Berichtigung bedarf, lehrt ein Aufsatz vom Stadtbauinspektor Kayser aus Charlottenburg in der Zeitschrift „Gesundheits-Ingenieur“, in dem auf die Temperaturerhöhungen in Untergrundbahnen und ihre Ursachen aufmerksam gemacht wird. Die ersten diesbezüglichen Beobachtungen wurden bei der Untergrundbahn in New York gemacht, wo man zunächst auch vorausgesetzt hatte, daß die Temperatur des Tunnels im Winter wärmer und im Sommer kühler als die Außenluft sein würde. Es stellte sich aber heraus, daß die Wärme im Tunnel während des Sommers sogar noch um mehrere Grade über die Temperatur der Außenluft stieg und zuweilen zu einer geradezu unerträglichen Hitze wurde. Die Erfahrungen an den Untergrundbahnen in Paris haben gleichfalls gelehrt, daß in den Sommermonaten die Temperatur der Tunnels durchschnittlich etwa drei Grad höher war, als die der Außenluft. Die Tunnel von Untergrundbahnen verhalten sich also nicht, wie man erwartet hatte, ähnlich wie jeder tiefe Keller oder wie eine tiefe Baugrube. Die Erklärung ist darin zu suchen, daß die für den Betrieb der Züge zugeführte elektrische Energie im Tunnel zum großen Teil in Wärme umgesetzt wird. In den Elektrizitätswerken, wo der Strom für die Untergrundbahn erzeugt wird, geschieht dies durch Verbrennung von Kohle. Der elektrische Strom kommt bei der Zuleitung für die Erwärmung der Tunnels zunächst nicht in Betracht, soweit die Zuleitungskabel außerhalb liegen. Dagegen werden die Stromverluste bei der Zuführung des Stroms zu den Motoren der Wagen in Wärme umgesetzt. Bei der rollenden Reibung der Räder, bei der Reibung in den Achsenlagern, bei der Ueberwindung des Luftwiderstandes, bei der Anwendung der Bremsen auf die Wagenräder, wird weiterhin Wärme erzeugt. Auf diese Weise wird gewissermaßen die im Elektrizitätswerk künstlich erzeugte Wärme im Tunnel wieder frei. Damit sind die Gründe für die Erhitzung der Luft im Tunnel aber noch nicht erschöpft, denn außerdem brennt darin eine große Zahl von Lampen, teils an den Tunnelwänden, teils an den Wagen, und auch die Fahrgäste bringen eine erhebliche Wärmemenge mit sich. Kayser weist nach, daß die Erhitzung des Tunnels, wenn im Elektrizitätswerk 500 Tonnen Kohle täglich verbrannt werden, etwa um so viel gesteigert werden würde, als wenn man 50 Tonnen Kohle im Tunnel selbst verbrannt hätte. Der Fachmann gibt eine genaue rechnerische Unterlage für das Zustandekommen der Erhitzung der Tunnelluft. Auf Grund der in New York gemachten Beobachtungen bei der Anlage von Untergrundbahnen in trockenem Erdreich würde allerdings ohne künstliche Lüftung ein ausreichender Luftwechsel im Tunnel stattfinden, obgleich er an heißen Sommertagen geringer sein würde als im Winter. Damit ist aber die Erhaltung einer hinreichend niedrigen Temperatur während der heißen Monate noch nicht gewährleistet. Im Winter gefährdet außerdem der Luftwechsel die Gesundheit der Fahrgäste, indem ein ziemlich heftiger kalter Luftzug in den Zugängen entsteht. Mit Bezug auf die Berlin-Charlottenburger Untergrundbahn bemerkt Kayser, daß auch in ihren Tunnels an heißen Sommertagen die Temperatur wahrscheinlich über die der Außenluft steigt, und empfiehlt zu diesem Zweck häufige und genaue Messungen. Immerhin liegen bei der Berliner Untergrundbahn infolge des vorhandenen Grundwassers die Verhältnisse wesentlich günstiger als in New York und Paris, und wohl deshalb ist es zu einstimmigen Klagen über die Hitze in den Berliner Tunnels noch nicht gekommen. In New York liegt die Untergrundbahn in trockenem, meist stark verwittertem Felsboden, in Paris in gleichfalls trockenem und stark zerklüftetem Kalkfelsen. Es ist anzunehmen, daß das Berliner Grundwasser so weit durch die Wandungen des Tunnels hindurchsickert, daß es durch Verdunstung zur Abkühlung der Tunnelluft beiträgt. Es ist daher zu hoffen, daß künstliche Vorkehrungen zur Abkühlung der Berliner Untergrundbahntunnels nicht notwendig sein werden, die jedoch von vornherein in Rücksicht zu ziehen sein würden, wenn die Untergrundbahn in trockenem Sand weitergeführt wird. —

### Humoristisches.

- Reisebekanntschaft. „Seien Sie Englishman?“  
„Nein.“  
„Woll, mein Weileid.“ —
- Schulhumor. In der Naturgeschichtsstunde werden die Haustiere durchgenommen. Am Schlusse seines Vortrages fragte der Lehrer: „Also, Frischchen, welches unter den Tieren ist der treueste Begleiter des Menschen?“ worauf Frischchen die prompte Antwort gibt: „Der Floh.“ —
- In der Halle. „Welchen Stuhl soll ich denn dem Assessor anbieten, Mama?“  
„Den modernen Patentkappstuhl. — da kann er so leicht nicht wieder raus.“ —